

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **38 (1963)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

BARBARA

Der Pappeli schimpft über das Wetter!

Als ich vor etwa drei Jahrzehnten mit meinem ach so Teuren den Gang auf das Zivilstandesamt antrat, hatte ich nicht die leiseste Ahnung davon, was für Bierideen er in seinem Kopfe hegte. Das zeigte sich erst so im Laufe der Zeit. Er ist auf seine Art ein sehr tüchtiger Mann, nummen hat er daneben seine Pünktli. Eines dieser Pünktli betrifft das Wetter. Immer hat er diesbezüglich etwas zu rempeln. Es ist ihm zu heiß, zu kalt, zu trocken, zu naß. Die ersten zwanzig Jahre äußerte er sich weniger über dieses Thema, wahrscheinlich weil er anderweitig beschäftigt war, vermutlich nützlicher. In der letzten Zeit aber macht er sich einen Sport daraus, mich, bevor ich recht wach bin, über die Witterung aufzuklären. In der Regel schätze ich seine Bestrebungen, mich in der Hinsicht zu bilden, nicht speziell. Mein Interesse am Wetter ist eher mäßig. Immerhin nahm ich nach meiner Rückkehr aus dem Spital zur Kenntnis, daß unser trautes Heim mehr oder minder einem Eiskeller ähnelte, was mich dazu veranlaßte, an meinem Goldigen herumzunagen, er möge sein Einverständnis zu einer neuen, leistungsfähigeren Heizungseinrichtung geben. «Ja», sagte er, «wozu auch? Mich stört die Kälte nicht.» – «Aber mich stört sie», erwiderte ich, «und zudem bedarf ich jetzt der Schonung und der Wärme.» Gern oder nicht gern willigte er darauf ein, das Nötige für die Installation einer Radiatorenheizung vorzukehren, nicht ohne mir ab und zu unter die Nase zu reiben, seinetwegen wären die Umtriebe gar nicht nötig gewesen.

Seither ist ein Jahr vergangen, das uns einen ausnahmsweise kalten und langdauernden Winter beschert hat, und sehr zu meiner Genugtuung bequemte sich mein Ehegespons dazu, mir seine Anerkennung für meinen Weitblick auszudrücken. Wir hätten unter den früheren Voraussetzungen ganz einfach frieren müssen. Daß dem nicht so war, ist nicht eigentlich mein Verdienst. Woher hätte ich denn wissen sollen, daß uns das Schicksal, das allmächtige, mit einer Kältewelle sondergleichen aufwarten würde? Die Kältewelle zeitigte mannigfache Konsequenzen, einerseits eher banaler Art und andererseits auf eine Weise, die bedenklich stimmt. Vorab mußte der Pappeli jeden Morgen den Zugang zum Hause durch den Schnee schaufeln und zum Teil durch den vereisten Schnee freipickeln. Anschließend begab er sich jeweils zu unserer verwitweten älteren Nachbarin, um auch dort den Weg zur Haustüre für den Briefträger etcetera freizulegen. Das sind so die freundnachbarlichen Dienste, die man sich gegenseitig erweist. Die Nachbarin obendran sah dies natürlich – was kann man denn schon tun, ohne daß es notiert wird –, und sie fragte die untere, wer im Falle ihrer Verwitwung für sie den Schnee schaufeln würde, worauf die säbe erwiderte: «Tun Sie es ruhig selber. Sie sind ja gesund!» Inzwischen

haben Lawinenstürze vom Dache hernieder mit fürchterlichem Gepolter die Zugangswege meterhoch zugeschüttet. Ohne einen kräftigen Mann, der da herumschaufelt und -hackt, ist man direkt verloren, woraus erhellt, daß Männer nicht nur am Zahntag nützlich sind, sondern gelegentlich auch sonst.

Die Kältewelle hat daneben gezeigt, wie abhängig wir von der Versorgung mit Heizöl und dem elektrischen Strom sind. Der vielgerühmte Komfort beruht darauf daß die Pipelines fließen, die Schiffe und die Tankwagen fahren, um uns mit dem nötigen Brennmaterial zu versehen. Frieren die Flüsse, vor allem der Rhein, zu, auf denen uns das aus dem Orient stammende Heizöl zugebracht wird, wird die Lage prekär. Zuführt werden uns auf dem Wege auch die festen Brennstoffe, und wer sich nicht genügend damit eingedeckt hatte, weiß jetzt ein Liedlein darüber zu singen, wie wenig lustig es ist, darauf warten zu müssen, bis wieder eine Lieferung anlangt. Wir selber besitzen nur einen Tausendlitertank, da wir mangels Portemonnaie nicht in der Lage waren, uns einen größeren anzuschaffen. Bis anhin waren wir damit ganz nett zurecht gekommen, und ich bestellte zehn Tage zum voraus den nötigen Nachschub. Inzwischen brach die Kältewelle aus. Ich mußte ungefähr fünfmal telefonieren, um darauf zu beharren, daß unser Tank, trotz der vermehrten Nachfrage, noch am selben Abend aufgefüllt würde. Kurz vor sechs Uhr abends erschien der Tankwagen endlich. Die Heizung hatte ich am Morgen abgedreht. Es herrschte eine Temperatur von sieben Grad. Einmal und nicht wieder! Die nächste Démarche wird darin bestehen, daß ein größerer Tank eingebaut wird. Es ist fraglos sehr schön, ein Einfamilienhaus zu besitzen, aber eitel Wonne hat man auch nicht damit. Im Leben wird einem nichts geschenkt, jedenfalls mir ist nichts geschenkt worden.

Neben all den ungefreuten Umtrieben, welche die Kältewelle verursachte – es knackte im Gebälke, es kleppte, daß ich aus dem Schläfe aufschreckte, weil das oder jenes Möbelstück auseinanderkrachte –, mußte ich daneben andauernd das Geklöne meines Eheliebsten ablosen, dem dieser Winter hinten und vorne nicht gefiel. Er plädiert auf Frühling. Ich stimme ihm zu, aber was nützt es schon? Andere Jahre haben zu der Zeit bereits die Primeln und die Christrosen geblüht und die Tulpen gestoßen. Damit ist es jetzt nichts. Die Blüemli liegen tief unter dem Schnee. Irgendmal wird er schon wegtauen. Bis es so weit sein wird, werden wir uns irgendwie behelfen müssen. Mit der Stromversorgung hapert es infolge der Kälte dito, und so werde ich allwäg nicht darum kommen, nach alter Väter Sitte im Waschherd ein Feuer anzufachen und meinen Eheliebsten in einem großen Zuber einzuweichen. Meine dahinzielende Eröffnung paßte ihm nicht im geringsten. Man könne gäbig zwei Monate ungebadet ohne gesundheitliche Schäden sein Dasein fristen. Im Neandertal habe man überhaupt nicht gebadet, aber wir sind bekanntlich nicht mehr im Neandertal.

Das ist bei uns so Sitte

versicherte meine Cousine aus Amerika, als sie mir anlässlich ihres Ferienbesuches in der Schweiz von ihrem jüngst getätigten Umzug erzählte.

Nachdem sie und ihre Familie jahrelang im gleichen Einfamilienviertel gewohnt hatten, waren die Nachbarn betrübt, die lebenswürdigen Mitbewohner verlieren zu müssen. Deshalb gab es vor dem Umzug eine große Abschiedsparty, an welcher nette Abschiedsgeschenke ausgetauscht wurden. Aber nicht nur dies: alle halfen beim Ausräumen wacker mit, und unter lebhaftem Winken trennte man sich.

Etwas traurig fuhr meine Cousine ihrem neuen Wohnort zu. Wie wird es dort sein? Sind die Nachbarn wohl ebenso nett? Wird man mich als Fremde behandeln oder in die Wohngemeinschaft aufnehmen? Nun, die Besorgnisse waren überflüssig. Kaum war die Familie dabei, ihren Hausrat einzuräumen, näherte sich eine junge Frau, stellte sich als nächste Nachbarin vor und bat die ganze Familie zum Lunch. Während des Umzuges habe man ja kaum Zeit, sich eine Mahlzeit zuzubereiten. Doch die große Überraschung kam noch dazu. Einige nette Frauen warteten im nahen Garten auf die Neuzugezogenen, stellten sich vor und hießen sie herzlich willkommen. «Sie gehören nun zu uns, und wir hoffen, Sie werden sich in unserer Mitte wohlfühlen.»

Daß dieser vielversprechende Anfang die Umsiedlung erfreulich gestaltete, kann man sich vorstellen. Wobei beizufügen wäre, daß diese Sitte keineswegs ein allzu nahes Verhältnis zwischen den Nachbarinnen mit sich bringen muß.

Fh.

Paradox, aber...

Die meisten dürsten nach Ruhe ...

Ruhe am Abend wollen die meisten der 900 Arbeiter, Angestellten und Beamten, die vom deutschen Institut für Demoskopie nach ihrer Feierabendgestaltung gefragt worden waren. 51 Prozent sagten: «Am Feierabend bin ich froh, wenn ich meine Ruhe habe», 19 Prozent sprachen sich für körperliche Bewegung aus, 15 Prozent suchen sich geistig zu beschäftigen, weil sie der Beruf nicht ausfüllt, 7 Prozent arbeiten abends als «Schwarzarbeiter», um das Haushaltsbudget etwas aufzubessern.

... doch sie wohnen lieber in der Stadt

Die meisten Städter wohnen am liebsten in der Stadt. Auf die Frage: «Würden Sie lieber auf dem Lande in einem Dorf leben oder leben Sie lieber in der Stadt?» antworteten Stadtbewohner: Lieber auf dem Lande 22 Prozent, lieber in der Stadt 70 Prozent, andere Antworten, weiß nicht, 8 Prozent.

«Echte Gräser»

Wenn wir auf unseren Spaziergängen die Gräser, die auf unseren Wiesen und Weiden wachsen, bestimmen wollen, so bedienen wir uns der kleinen Broschüre «Echte Gräser» von Dipl.-Landwirt Rudolf Kiffmann, Geidorfgürtel 34, Graz (Österreich).



Ernst Leisinger †

Die Baugenossenschaft Glattal hat einen herben Verlust erlitten. Am 4. Februar wurde ihr Vorstandsmitglied Ernst Leisinger durch den Tod von seinem langen, schweren Leiden, das er mit großer Geduld ertrug, erlöst. Seit der im Dezember des Jahres 1942 erfolgten Gründung der Genossenschaft gehörte Ernst Leisinger als Vertreter der Stadt Zürich ihrem Vorstand an. Mit seinen früher erworbenen großen Kenntnissen im Wohnungsbau und Genossenschaftswesen und dem ihm eigenen sozialen Empfinden leistete er der Baugenossenschaft Glattal von allem Anfang an wertvollste Dienste. Die weiteren Mitglieder des Vorstandes lernten den Verstorbenen, der sehr viel zum nun über 20 Jahre dauernden vorbildlichen harmonischen Verhältnis im Genossenschaftsvorstand beitrug, sehr bald als lieben, treuen Kameraden kennen und schätzen. Die genossenschaftliche Wohnbautätigkeit und die Baugenossenschaft Glattal lagen Ernst Leisinger ganz besonders am Herzen. Nur ganz selten, wenn zwingende Gründe ihn davon abhielten, versäumte er eine Sitzung, einen Augenschein oder eine sonstige Veranstaltung. Erst seine vor knapp zwei Jahren in Erscheinung getretene Erkrankung zwangen ihn mehr und mehr zu Unterbrechungen. Gesundheitlich schon stark geschwächt, ließ er es sich nicht nehmen, noch an der letztjährigen Verbandstagung in Winterthur teilzunehmen. Dann aber reichten seine Kräfte nicht mehr aus. Schmerzlich traf ihn, daß er an der letztjährigen Generalversammlung, besonders aber an der 20-Jahr-Jubiläumsfeier nicht mehr teilnehmen konnte. Seine körperliche Schwäche vermochte aber sein Interesse am Geschehen in der Genossenschaft nicht zu beeinträchtigen. Bis in seine letzten Lebenstage verfolgte er an Hand der Sitzungsprotokolle die Tätigkeit des Vorstandes. Nun ist Ernst Leisinger, uns allen ein lieber, vorbildlicher Kamerad, von uns geschieden. Dankbar anerkennen wir sein großes Wirken zum Gedeihen und Vorteil der Baugenossenschaft Glattal. Seiner Gattin und seinen Angehörigen sprechen wir unser tiefempfundenes Beileid aus. Wir werden dem Verstorbenen stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Der Vorstand der Baugenossenschaft Glattal

Holz Kohlen Heizöl → **Konsumverein Zürich**
Tel. 52 43 55